

Der Weg in den Tod führte durch Mauerberg

Vor 75 Jahren zog ein Todesmarsch an Garching vorbei – Unter den Überlebenden war der Musiker Willy Grünstein

Garching. Ausgemergelte, kranke, erschöpfte Menschen, die vor Hunger stöhnen und um Essen betteln, erbarmungslose SS-Männer, die sie mit entmenslichender Brutalität behandeln: Diese schrecklichen Bilder aus den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs haben sich ins Gedächtnis einiger Zeitzeugen aus Garching eingebrannt. Vor 75 Jahren wurden die letzten Insassen verschiedener Konzentrationslager zu Fuß auf den Weg ins Ungewisse geschickt – einer unbekannt Hinrichtungsstätte entgegen. Die Parole: „Kein Häftling darf lebend in die Hände des Feindes fallen.“ Anfang Mai 1945 führte einer dieser Todesmärsche auch durch Mauerberg.

Ortsheimatpfleger Helmut Meisl hat 2005 in Band 25 der heimatkundlichen Schriftenreihe „Öttinger Land“ diese Geschehnisse aus den letzten Kriegstagen dokumentiert. Aus seinen Aufzeichnungen wird deutlich: Zwischen den schrecklichen Geschehnissen dieser Zeit zeigten sich auch Mitgeföhle und Hilfsbereitschaft, die von Unerschrockenheit und menschlicher Größe zeugen.

Am 30. April oder 1. Mai, die Aussagen sind unterschiedlich, erreichte der Todesmarsch das Gemeindegebiet von Garching. Der Zug bestand aus geschätzten 250 Häftlingen und rund 45 SS-Leuten, die mehrere Wachhunde bei sich hatten. In Mauerberg, bei den Bauernhöfen in Hausen, legten sie eine Pause ein und bezo-



Gedenkstätte an das Massaker im Waldstück „Geiersberg“ bei Surberg. An dieser Stelle endete der Todesmarsch, der auch durch Mauerberg führte, unter dem Kugelhagel der SS-Schergen. – Foto: Meisl

gen in den dortigen zwei Anwesen ein Nachtquartier. Angehörige der Bauersfamilien Mühlhauser (Vorderhausen) und Neudecker (Hinterhausen) erlebten als Kinder und Heranwachsende dieses Ereignis. Helmut Meisl hat in seiner Dokumentation ihre Erinnerungen festgehalten.

Übereinstimmend berichteten sie von tragischen Elendsgestalten, die von den Wachmannschaften mit beispielloser und entmenslichter Brutalität behandelt wurden. Die ausgemergelten und hungrigen Häftlinge wurden in Stadel und Heuböden untergebracht, während die SS-Angehörigen im Wohnbereich der Bauernfamilien Quartier bezogen. „Die Gefangenen haben geschrien und gestöhnt vor Hunger.“ Die Bauersleute versorgten sie soweit möglich mit Kartoffeln, Milch und Brot, was allerdings nicht für alle reichte.

„Da waren Leute dabei, die überhaupt nichts gekriegt haben. Die sind hergekrochen, haben gebettelt. Mit Stockschlägen wurden sie brutal zum Hoftor hinausgeschlagen“, so die damalige Situation auf dem Hof der Familie Neudecker. Dank des energischen Eingreifens des Bauern Neudecker wurde im Hinterhausen unter anderem ein kranker und geschwächter Häftling vor der Exekution durch einen Wachmann bewahrt.

Der Häftling jüdischer Abstammung starb allerdings wenige Tage danach im damaligen kleinen Krankenhaus des Garchinger Arztes Dr. Stickler, wohin ihn die Bauersleute noch gebracht hatten, an Entkräftung. Ein weiterer Häftling, erst 18 Jahre alt und aus Berlin stammend, wurde auf dem Heuboden versteckt, bis wenige Tage später die Amerikaner anrückten.



Der mit dem Leben davongekommene KZ-Häftling Willy-Grünstein (links), der nach seiner Flucht einige Jahre in Garching lebte, gründete 1946 ein eigenes Orchester. – Foto: Archiv Meisl

Während der Nacht in Mauerberg hat sich, so die Schilderung der Zeitzeugen, ein Teil der Wachmannschaft „aus dem Staub gemacht“. Ihnen wurde durch die heranrückenden Amerikaner der Boden zu heiß. Die ohne Bewachung zurückgelassenen Häftlinge zogen alte Uniformen an, die bereits zuvor durchziehende Soldaten zurückgelassen hatten, und setzten sich ab. „In der dagelassenen Häftlingskleidung, da waren riesige Läuse daran, wir haben die Sträflingskleider mit Gabeln hinausgetragen und verbrannt“ erinnerte sich ein Familienmitglied des Neudecker-Hofes.

Der andere Teil des Todesmarsches nahm am nächsten Tag seinen Weg in Richtung Süden wieder auf. Unter den Häftlingen war auch der 1924 in Polen geborene Willy Grünstein, der den Todesmarsch überlebte. Er erinnerte sich nach den Worten Helmut

Meisls noch genau an seinen Aufenthalt in Hausen. Willy Grünstein war im Januar 1945 von Ausschwitz nach Flossenbürg verlegt worden und kam später nach Gackacker bei Landau an der Isar. Von dort aus wurde er am 23. April 1945 auf den Todesmarsch geschickt. „Ich war relativ gut beinand, habe noch Reserven gehabt von meiner Zeit als Kapellmeister im Lager Golleschau“, erzählte der passionierte jüdische Musiker später und sah darin auch den Grund, warum er die unsagbaren Strapazen relativ gut überstanden hatte.

Ihm gelang auf dem Weg von Garching in Richtung Trostberg bei Schalchen die Flucht, vermutlich am 2. Mai 1945. Dies rettete ihm das Leben, denn am nächsten Tag wurden die Häftlinge bei Surberg von den Wachmannschaften erschossen. Eine Bauernfamilie aus Schalchen versteckte Willy

Grünstein so lange, bis die amerikanischen Truppen ankamen. Rund einen Monat nach seinem Entkommen meldete er sich im Lager der Amerikaner in Garching. Er wurde zunächst im Haus des damaligen Bürgermeisters Josef Obergröbner (Forsterer) untergebracht. „Da stand eine große Schüssel auf dem Tisch und jeder hat daraus gegessen. Das war ja herrlich“, sagte er später. Nach einem Monat Aufenthalt auf dem Forsterer-Hof erhielt Willy Grünstein ein Zimmer im Haus der Familie Seidl am Waldweg in Garching. Er hatte in der Küche der in Garching stationierten Amerikaner Arbeit gefunden.

Zwischenzeitlich hatten sich die musikalischen Fähigkeiten des polnischen Juden herumgesprochen. Der Lehrer Josef Dirscherl schenkte ihm eine Geige. Gemeinsam mit anderen Musikern gründete er in Trostberg ein Orchester, das seinen Namen „Willy Grünstein“ trug und das ein Dauerengagement bei der US-Army mit Auftritten in amerikanischen Casinos zwischen München, Regensburg und Traunreut hatte. Das Orchester bestand von 1946 bis 1949 bis Willy Grünstein nach Amerika auswanderte. In Amerika wurde aus Willy Grünstein „William Grun“. Aus familiären Gründen kehrte er 1963 nach Deutschland zurück und betrieb in München über viele Jahre ein Lokal. „Willy Grun“ behielt Garching und die Menschen in dieser Region stets in guter Erinnerung und hatte während seines Aufenthaltes dort Freundschaften fürs Leben geschlossen. – an

Auf dem Tanzboden schliefen die Gefangenen

Beim „Kaindl-Wirt“ in Garching waren im Zweiten Weltkrieg französische Kriegsgefangene untergebracht

Garching. Man sieht der Holztafel an, dass sie schon etliche Jahrzehnte hinter sich hat: Sie ist abgenutzt, die Farbe stellenweise abgewetzt. Trotzdem kann man die Aufschrift noch gut lesen: „Krgf. Arb. Kdo. 1195. Garching-Kaindl.“ Die Holztafel wurde einst als Hinweisschild angefertigt, doch sie ist längst zu einer historischen Quelle geworden: Ein Zeugnis davon, dass in Garching einst Kriegsgefangene untergebracht waren. Denn die Abkürzung auf dem Schild steht für: „Kriegsgefangenen-Arbeitskommando 1195 Garching-Kaindl“.

Seit dem vergangenen Frühjahr befindet sich die Tafel im Garchinger Heimatbundarchiv. Franz Sonnenhauser hat sie an Heimatpfleger Helmut Meisl übergeben. Sonnenhausers Großeltern Ellse und Kajetan Sonnenhauser waren Pächter der Gaststätte „Kaindl-Wirt“ und dort waren während des Zweiten Weltkriegs Kriegsgefangene untergebracht, die tagsüber auf den umliegenden Bauernhöfen arbeiten und am Abend dann in ihr Lager beim Kaindl-Wirt zurückkehren mussten.

Helmut Meisl verweist dazu auf Zeitzeugengespräche, die im Mai 2018 stattgefunden haben. So erinnerte sich Maria Schönstetter, geborene Obersteiner, die das damalige Geschehen als Kind miterlebt hatte: „Beim Kaindl oben sind Franzosen einquartiert gewesen, auf dem Tanzboden oben. Bei uns sind sie zum Arbeiten gekommen. Das waren Gefangene. Das waren sehr disziplinierte Leute.“ Maria Schönstetter wuchs damals auf dem elterlichen Hof „Strasser am Kaindl“ auf.

Von einer anderen Episode erzählte Anton Linner, nach dem Hofnamen auch „Loderer Toni“ genannt, der vor kurzem verstorben ist: „Wir haben auch einen Franzosen gehabt zum Arbeiten.



„Krgf. Arb. Kdo. 1195. Garching-Kaindl.“ steht auf einer Hinweistafel, die sich seit dem Frühjahr im Heimatbundarchiv befindet: Kriegsgefangene

Der hat alle Tage zum Kaindl müssen. Und dem seine Schwester ist oft zu uns herübergekommen. Das war irgendwie so gedreht worden, dass die mit uns verwandt ist und mit der sind wir mit dem Radl zum Eglwald gefahren zum Heidelbeerbrocken.

Die ist allweil 14 Tag dagewesen. Das war keine Gefangene, eine freie Person, die ist von Frankreich gekommen und hat den Bruder besucht. Der hat als Gefangener bei uns gearbeitet. Er hat jeden Tag zum Kaindl gehen müssen. In der Früh ist er gekommen.“ Anton Linner ist wie Maria Schönstetter Jahrgang 1934, auch er hat die Kriegszeit als Kind miterlebt.

Dass auf den Bauernhöfen kriegsgefangene Franzosen arbeiteten, war in der Zeit des Zweiten Weltkriegs übrigens nicht ungewöhnlich: Während des Westfeldzugs gegen Frankreich gingen im Sommer 1940 fast zwei Millionen französische Soldaten in deutsche



„Kaindl.“ steht auf einer Hinweistafel, die sich seit dem Frühjahr im Heimatbundarchiv befindet: Kriegsgefangenen-Arbeitskommando 1195 Garching-Kaindl. – Foto: Meisl



Die Familie Sonnenhauser 1941 im Kaindlwirtgarten: Sohn Kajetan (v.l.), die Eltern Kajetan und Elise Sonnenhauser (Kaindlwirtsleute), Tochter Dora und Sohn Theo Sonnenhauser. Die Söhne sind beide im letzten Kriegsjahr gefallen. Die Familie hatte damals das Gasthaus „Kaindl-Wirt“ gepachtet, in dem die französischen Kriegsgefangenen untergebracht waren. – Repro: Meisl

Gefangenschaft. Etwa 1,6 Millionen brachten die Wehrmacht nach Deutschland, wo sie zunächst in großen Stammlagern (Stalags) untergebracht wurden. Von diesen Lagern aus wurden sie dann auf Arbeitskommandos aufgeteilt, zunächst hauptsächlich in der

Landwirtschaft, später auch vermehrt in der Industrie: Die deutsche Kriegswirtschaft brauchte dringend Arbeitskräfte, die die Männer ersetzten, die im Krieg waren.

Die Kriegsgefangenen, die in der Landwirtschaft arbeiteten, waren an ihren Einsatzorten in zentralen Unterkünften untergebracht. Meist waren das einfache Baracken; die Gefangenen vom Arbeitskommando Garching-Kaindl, die beim „Kaindl-Wirt“ am Tanzboden einquartiert waren, dürften es also vergleichsweise bequemer gehabt haben, als viele ihrer Kameraden – besonders im Winter. Französische Kriegsgefangene wurden auch allgemein sehr viel besser behandelt als gefangene Rotarmisten, von denen mehrere Millionen in den deutschen Kriegsgefangenenlagern verhungerten.

Tagsüber waren die Franzosen, die beim „Kaindl-Wirt“ untergebracht waren, als Landarbeiter auf den Bauernhöfen. Dort konnten sie sich in der Regel relativ frei bewegen und es gab keine Bewacher. Allerdings drohten bei Fluchtversuchen harte Strafen durch die zuständige Militärverwaltung. Abends mussten die Gefangenen dann wieder in ihre Unterkünfte zurückkehren. Viele der Franzosen, die 1940 in Gefangenschaft geraten waren, mussten bis 1945 – bis Kriegsende also – in Deutschland bleiben.

Nachdem der Krieg zu Ende war und die Gefangenen wieder in ihre Heimat zurückkehrten, wurde auch das Schild mit der Aufschrift „Krgf. Arb. Kdo. 1195. Garching-Kaindl.“ nicht mehr benötigt. Im Wirtshaus fand man aber in der Nachkriegszeit eine neue Verwendung für die Holztafel: Sie wurde als Brotzeitbrett in der Wirtsküche verwendet, weiß Heimatpfleger Meisl von Franz Sonnenhauser. „Darauf deuten jedenfalls Messerschnittspuren auf der Rückseite hin“, so Meisl. – red/smi

Das Messer war im Schuh versteckt

Neuzugang im Heimatbundarchiv – Von Garching in der Kriegsgefangenschaft hergestellt – 75 Jahre Kriegsende

Garching. Es sieht unscheinbar aus: ein einfach gearbeitetes Messer, dessen Klinge und Heft aus einem Stück Metall bestehen. Die Rundung des Klinsenrückens ist unregelmäßig, deutlich zeichnen sich Schleifspuren und Schlagstellen auf der Klinge und am Griff ab. Für wenige Euro bekommt man heutzutage Messer, die deutlich hochwertiger gearbeitet sind. Und doch: Für seinen Besitzer war das Messer so wertvoll, dass er es im Schuh versteckte und über 2000 Kilometer weit in seine Heimat schmuggelte. So kam es nach Garching.

Seit einigen Monaten befindet sich das Schneidwerkzeug im Archiv des Heimatbundes. Es ist eng verbunden mit der Geschichte des Garchingers Xaver Sterflinger, die dessen Großneffe Rüdiger Ring Ende der 1990er-Jahre für seine Geschichte-Facharbeit dokumentiert hat: Sterflinger kam mit neun Jahren als Waisenknabe zu seiner Tante nach Garching und wurde als 18-Jähriger im April 1940 zur Wehrmacht eingezogen, nahm wenige Monate später schon am Westfeldzug teil. Am 30. Februar 1942 wurde er an die Ostfront versetzt. Im Frühjahr 1944 war er in der Gegend um Orscha an der Ostgrenze von Belarus stationiert.

Höhere Verluste als in Stalingrad

Die Front verlief dort entlang des Dnjepr, zwischen Orscha und Smolensk. 1944 war Sterflinger einer von rund 150 000 deutschen Soldaten, die während der sowjetischen Sommeroffensive, Code-name „Operation Bagration“, in russische Gefangenschaft gerieten. Am 22. Juni – also auf den Tag genau drei Jahre nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion – begann diese russische Großoffensive. Nur wenige Wochen später hatten die Sowjets ganz Belarus zurückerobert, standen vor Warschau, hatten Brücken-



Aus einem Sägeblatt hat Xaver Sterflinger in der russischen Kriegsgefangenschaft dieses Messer hergestellt. – Foto: Heimatbund

ckenköpfe an der Weichsel errichtet. Die Wehrmacht verlor rund eine halbe Millionen Männer – und damit mehr als in der Schlacht um Stalingrad.

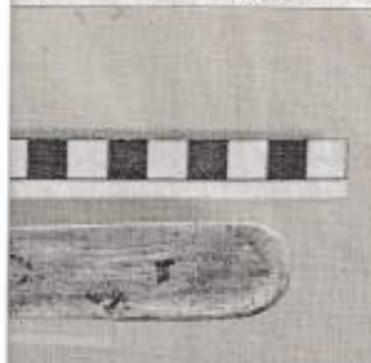
Obwohl Sterflingers Einheit genau im Zentrum der russischen Offensive stand, dürfte er in den ersten Tagen relativ wenig davon mitbekommen haben: Die Russen griffen zunächst jeweils 150 Kilometer nördlich und südlich an, rückten mit zwei Angriffsspitzen in einer Zangenbewegung auf Minsk vor. Die deutschen Verbände, die dazwischen stationiert waren, wurden am Anfang noch geschont. Doch das änderte sich am 27. Juni: Die Rote Armee überschritt den Dnjepr und kesselte die Stadt Mogilew ein. Die Garnison dort wurde aufgegeben, die übrigen deutschen Truppen, darunter auch Sterflingers Einheit, setzten sich Richtung Minsk ab.

Der Rückzug muss chaotisch gewesen sein: Zehntausende deutscher Soldaten drängten sich auf der überfüllten Straße nach Westen, während unablässig russische Schlachtflieger über ihnen kreisten. Dazu kamen Partisanenangriffe aus den dichten Wäldern und die ständige Gefahr, von den schnell vorrückenden Russen eingekesselt zu werden. Viele Soldaten wurden versprengt und

schlugen sich in kleinen Gruppen zu Fuß Hunderte Kilometer nach Westen durch.

Bei diesem fluchtartigen Rückzug wurde auch Sterflinger von seiner Einheit getrennt. Das ist durch einen Briefwechsel zwischen NSDAP-Ortsgruppenleiter Ernst Schmidt und Sterflingers Bataillon an der Ostfront dokumentiert. Sterflingers Ehefrau Anna hatte sich zuvor beim Ortsgruppenleiter nach ihrem Mann erkundigt. Sie habe seit zwei Monaten keine Post mehr von ihrem Mann bekommen und ihre Briefe würden an sie zurückgeschickt.

Von Sterflingers Einheit kam die Antwort, der Obergefreite habe sich nach dem russischen Angriff Ende Juni mit dem Tross des Bataillons in westlicher Richtung in Marsch gesetzt. Das Bataillon habe dabei die Verbindung zum Tross verloren. Knapp eine Woche später sei Sterflinger das letzte Mal bei Minsk gesehen worden. Seitdem fehle von ihm jede Spur. „Es kommt immer noch vor, daß hier und da Soldaten durch die H.K.L. (Hauptkampflinie, Anm. der Redaktion) durchsickern. Wir wollen also die Hoffnung nicht aufgeben und fest glauben, unseren lieben Kamerad Sterflinger, wenn auch nicht bald, so doch bei Kriegsende gesund wiederzuse-



Der Obergefreite Sterflinger aus Garching. – Repro: Heimatbund

hen“, schreibt ein Hauptfeldwebel des Bataillons.

Im Wald aßen sie Klee, Rüben und rohe Kartoffeln

Sterflinger sickerte nicht mehr durch: Aus Angst und Verzweiflung hatte er sich zusammen mit zwei weiteren Soldaten in einem Waldstück selbstständig gemacht, die drei versuchten, auf eigene Faust nach Westen zu kommen. Die kleine Gruppe ernährte sich in dieser Zeit ausschließlich von Klee, Rüben, rohen Kartoffeln und gestohlenen Hühnern. Im Grenzgebiet zu Polen wurden sie dann schließlich von mehreren Rotarmisten überrascht. Einer der drei Deutschen wurde erschossen, der andere ging mit Sterflinger in Gefangenschaft.

Hatte sich der Obergefreite zu-

vor Hunderte Kilometer nach Westen durchgeschlagen, ging es jetzt zurück nach Osten: Zwei Wochen lang musste er täglich 40 Kilometer marschieren, die Verpflegung war schlecht, geschlafen wurde im Freien. Wer nicht mehr konnte, wurde erschossen. Ab August 1944 war Sterflinger dann zusammen mit rund 15 000 anderen Kriegsgefangenen im Zwischenlager Insterburg untergebracht. Fast die Hälfte von ihnen, so fand Sterflingers Großneffe für seine Facharbeit heraus, starb im Winter den Kältetod und aufgrund von Mangelernährung.

Im März 1945 verladen die Russen die Gefangenen auf Güterwaggons, brachten sie nach Kanaus an der Memel. Dort bekam Sterflinger Fleckfieber, überlebte die schwere Erkrankung aber wie durch ein Wunder. Danach wurde er in ein Lager nach Gorki, dem heutigen Nischni Nowgorod, das etwa 400 Kilometer östlich von Moskau liegt, verlegt. Im Januar 1947 wurde er dort zur Montage von Dachgiebeln in einem Fabrikgebäude verpflichtet. Dabei gelang es ihm, ein Sägeblatt aus der Fabrik zu schmuggeln, aus dem er das Messer anfertigte.

Im August 1948, also nach vier Jahren in Kriegsgefangenschaft, wurde Sterflinger aufgrund seines schlechten körperlichen Zustands entlassen. Obwohl es verboten war, nahm er das Messer mit nach Hause. Er wurde oft durchsucht – doch das Messer war gut im Schuh versteckt. „Keiner der Kontrolleure hat es jemals gefunden. Für mich bedeutet das Messer sehr viel, als Erinnerung an die Gefangenschaft. Mit ihm verbinde ich die schlimmste Zeit meines Lebens“, sagte er seinem Großneffen bei dessen Recherche für die Facharbeit.

Xaver Sterflinger kehrte nach der Gefangenschaft zurück nach Garching. Dort lebte bis 1998 am Janischplatz und verbrachte seine letzten Lebensjahre bei seinem Sohn in Garmisch, wo er 2000 starb. – smi/red